Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 1

Artikel: Meinrad Lienerts neuer Band Mundartlyrik
Autor: Büchi, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-153987

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Damit genug der Beispiele für das öffentliche Recht und dazu nur noch die Bemerkung, daß nach alledem die Bedeutung der Schweiz für die Deutsche Verfassungsgeschichte mit zurückgeht auf ihre durch Bodenbeschaffenheit, Besiedelung, wirtschaftliche und politische Entwickelung bestimmte Eigenart im Rahmen des Ganzen. Da es für das Mittelalter an einer solchen in kirchlicher Hinsicht fehlt, spielt die Schweiz in der Kirchlichen Rechtsgeschichte keine besondere Rolle, wenigstens bis zur Reformation. Dann gewinnt sie allerdings durch Calvin auch für die deutsche Kirchenrechtsgeschichte eine gewisse Bedeutung, während die Verfassung von Zwinglis zürcherischer, überhaupt der ostschweizerischen Glaubens- und Kirchenerneuerung zu demokratisch und zu eng mit dem nunmehr sich herausbildenden spezifisch schweizerischen Staatsrecht verquickt ist, um auf deutschem Boden Nachahmung zu finden.

Schluß folgt.

Meinrad Lienerts neuer Band Mundartlyrik.

Von

Arnold Büchli - Zurzach.

O Schwyzerland!
Und stell di jetz wie d' witt.
Dys Tuedium ist nümme 's glych.
Es chunt ä nagelnüi Zyt;
Si hät ä and're Schritt.

's Schwäbelpfyffli, III. Band.

Wenn es einem mit gutem Grund das Blut schwer macht, das neuartige Schweizerwesen, dann muß er es zu allererst bitter empfinden, der Sänger des markigen Schlachtrufes „Haarus!" Aber gottlob, er ist droben am eleganten Zürichberg nicht nur seiner kernechten Schwyzerart treu geblieben, er hat auch die herzhafte heimische Dichtweise nicht aus Gehör und Gedanken verloren, und es muß freilich ein wurzelgesundes, saftstrotzendes Talent sein, das durch Jahrzehnte so gebefreudig fortblüht und in einem dritten starken Buch voll Lieder wieder eine so entschieden künstlerische Wirkung erreicht. Das will etwas bedeuten bei dem begrenzten Motivbereich, wie ihn die Mundart bedingt, die das jetzt beliebte Versgekünstel und Nur-Wortemachen schon gar nicht duldet. Und die wir uns mit dem Dichter unseres Leitspruches einer heimlichen Befürchtung nicht mehr zu erwehren vermögen:

O Schwyzerland! Dy Farbe wend vergoh,
's rot Zeije mit em wyße Chrüz —

uns kommt diese uralemannische Stammkraft aus den Schwyzer Bergen erst recht gelegen. Ob mancher Seite in Lienerts neuem Band dürfen sich unsre Blicke freudig hellen, so erquickend knorriger Altschweizertrotz muckt da noch auf, vor allem in der Liederfolge „Uf em Letzimürli". Wie stiernackig kommen die Iberger Welschlandläufer dahergestürmt in dem Marschgesang „Ga Rom":

Henusode, land a, land a
Mit Pfyffe und mit Trümme!
Mer wend, mer wend ga Rom zue gah!
Großätti müend nid Chumber ha;
Si söllid is nid chrümbe.

Solange aus unserm Volk, unsrer Sprache noch Klänge von solcher mitreißenden Wucht hervorbrechen, haben wir Grund, mit Lienert trotz allem Aerger über den modernsten „Kulturbitrib" getrost zu bleiben.

Sind miär nu urchi Schwyzerlüt,
Eifach i Wort und Rust?
Frymänge hed äs fröndlachts Tue
I Sproch und Chleiderlappe.
Glych, 's lyd am Fueß und nid am Schueh,
Am Chopf, nid a dr Chappe.

Immerhin, gerade weil der Dichter des „Schwäbelpfyffli" wohl weiß, was er an seiner Mundart hat, heute noch hat, kann er sich einer schmerzlichen Ahnung oft auch nicht mehr verschließen:

Vergah mueß üs'ri Muettersproch!
Mer fönd si a verlüre.
Si chunt wie 's Aehnimuetters Tracht
Z'letzt hinder d'Chastetüre.
Glych, d'Sproch, die hemmer länger trait,
Und 's wurd au mit 're meh abgleit.

Und weiß Gott,

Wie sötted mer di Stimm lo goh,
Wo üs vom Wiegeli chunt no —
Mit 's Muetters Auge ihrem Schy,
Mit 's Aettis chärschem Schwyzerwort,
Mit Schatte und mit Sunneport
Und mit em Heimedglöggli dri.

Das auch von Lienert umsorgte Idiotikon kann man überhaupt nicht überschätzen. Aber wie viel herrlicher und bedeutsamer ist doch die blühende, Duft und Farben atmende Alpenwiese dieses Dichterbuches. Man wünscht nur, die Zeit möchte noch recht lange säumen, da man einst das gelehrte Wörterherbarium zum Genuß ihrer Wörterfülle heranholen muß.

Leider zeichnen wir heute nicht mehr unser eignes durchschnittliches Konterfei, wenn wir die wesentliche Eigenart des Volkstums herausheben, das Lienert in seinen Mundartliedern zum Typus verdichtet. Es möchte einen bedünken, als hätten wir an ihm nur mehr einen markfesten mächtigen Ueberständer alten Schweizerwesens. Diese bis zur Ausgelassenheit genießende und doch wieder herb an sich haltende, diese leidenschaftlich empfindende und doch keusch verschlossene, immer aber grundgerade Art voll Natürlichkeit, gedämmt, gedämpft von einer innerlicher Feinheit nicht entbehrenden Zucht möchten wir als kernhafte Eigenheit jenes Völkleins ansprechen, das die älteste alemannische Eidgenossenschaft beschworen. Nicht als ob dessen Jugendlichkeit, dessen Lebensfrische verbraucht wäre. Aber jene artprägenden Züge, wie sie auch im neuen „Schwäbelpfyffli" die Bilder aus dem Dorf-

leben, zumal die kecken „Nachtbuebeliedli", erkennen lassen, eignen einer ausschließlichen, noch ungebrochenen, unnervösen Bauernsame. Stadt und städtischer Werkmann blicken nur von ferne in diesen Kreis herein.

Ungewöhnlich echt und ursprünglich ist auch Lienerts Sprache geblieben. Wir haben uns an die Mischung und Verflachung unsrer Dialekte schon so sehr gewöhnen müssen, daß uns solch ein unverfälschter Volksmund doppeltes Genießen beschert. Seine kräftigste wie seine zärtlichste Tonart, seine ganze gegenständliche, bildfroh zupackende Ausdrucksweise steht Lienert immer noch zu Gebote. Was man allenfalls als Fremdkörper empfinden könnte, sind die paar seltenen Wendungen, die doch den Gebildeten verraten („Kulturbitrib", Wält und Seel") oder die aus der Kirchensprache herübergenommen wurden, so vor allem „ebig" und „Ebigkeit". Doch ist Lienert in ihrem Gebrauch äußerst zurückhaltend und zeigt hierin entschiedeneres Stilgefühl als sogar Hebel, der seine Bildung und seine kräftige pädagogische Ader viel deutlicher merken läßt.

Wie Paul Kaegis Sammlung von Mundartproben schon erwiesen, ist Lienert zweifellos der stärkste Könner und Künstler unter unsern schweizerischen Dialektlyrikern, auch der reichste. Schade, daß die Herausgeber des Wunderhorns das „Schwäbelpfyffli" nicht mehr in die Hand nehmen konnten. Wie müßten sie sich freuen, die sangbaren Melodien des Volksliedes hier wieder erklingen zu hören, seine naive Redeweise, seine schlichten Menschengestalten — allerdings in innerschweizerischer Ausprägung — neu aufleben zu sehen, und dies erst noch ohne die Mängel der alten Lieder, ihr allzuhäufiges dichterisches Versagen mit in den Kauf nehmen zu müssen.

Denn so tief Lienert in seinem ganz unproblematischen Volkstum verwurzelt ist, eben in diesem letzten Band erscheint er so recht als der bewußte Poet, der seine Motive, seine Sprache und Form mit zielgewissem Können meistert, so sehr, daß nun auch seine lyrische Eigenpersönlichkeit in der mundartlichen Darstellung unbedenklich hervortreten darf. Er hat da den Lesern der beiden ersten Bände köstliche Ueberraschungen zu bieten, besonders mit dem rein lyrischen Zyklus von dem „Geißgaumerli", der Ziegenhirtin, die einen einsamen Sommer und Herbst lang ihrem Liebsten, dem ungetreuen Jäger, nachträumt. Diese kurzgehaltenen Strophen, in denen die Ausdrucksmöglichkeit der Mundart das Höchste erreicht haben dürfte, steigern sich zu ergreifender Wirkung:

's Weidbrünneli lauft nümme,
Äs mueß verysed sy.
Wo rünned jetz sy Wasser
Im Bode inne hi?

My Träne simmer bstande,
Und gspüre s' glych nu goh.
My armm Seel i mer inne,
Die wüßt vilichter wo.

Mag sein, daß die Sprechweise da und dort einmal zu weich wird für ein Hirtenkind („mys Händli", „bi mim Öihrli zupft"), doch die Wehmut über die rührende unbelohnte Treue schwingt der letzten Strophe lange nach, und geradezu gewaltig ist der Eindruck von der Natur, in die der Dichter das schlichte Schicksal hineinstellt. Nachdem man als Tiefenbewohner in diesem Liederkranz die schaurige Oede des Bergwinters miterlebt, wird einem auch die wahrhaft jugendliche Lenzfreudigkeit verständlich, die nach immer erneutem Ausdruck verlangt.

Kommt schon in dieser innigen Verbindung mit der Natur ein individuell gesteigertes Empfinden zu Wort, das die Schwäbelpfyfflilieder der Dichtung Huggenbergers in etwas nähert, so zeigen einige andre Stücke eine merkbare Vertiefung nach den Gründen des Allgemeinmenschlichen hin, was hin und wieder als kühlere oder müdere Tonart genommen wurde. Die wehmutgoldenen Flöre des Schmerzes leuchten nun einmal weiter als die rotesten Freudenwimpel. Das dämmerleise Abendlied

Es wil is afo dunkle;
Es horned neimewo.
Es wend si Geiß und Geißer
Is Döirffli inelo.

D'Nacht lot die schwarze Fähne
Dur d'Teuffene ufgoh.
Mi gseht s' scho gäge Gatter
Dur d'Allmed ufecho.

Es hend si alli Gäßli
Im Döirffli zämeto,
Und i dä Stube d'Liechtli,
Si mached's au äso.

reizt geradezu zur Zusammenstellung mit Groths „Abendfrieden“:

De Welt is rein so sachen,
As leeg se deep in Drom.

Ein Vergleich, den der Sohn des Schwyzer Gebirges allerdings nicht aushalten kann. Der behält immer noch sein Döirffli im Blick, wo der Norddeutsche „de Welt“ um sich verdämmern sieht. Doch das liegt kaum an der Persönlichkeit der Dichter allein — wir müßten da schon eher die Stämme gegeneinander stellen. Der mächtigste alemannische Bergahorn kann nun einmal sein Blickfeld nicht über die einengenden Felsmauern hinwegheben. Anders als die ungeheure Horizonte beherrschende Heidebirke, die aus einem Meer von Goldlicht schlürft. Und er jubelt kinderselig über jedes Augenblicklein Sonne, das ihn tränkt und setzt den Wettern aus der Höhe eine unverwüstlich trotzfrohe Lebenskraft entgegen, die sich nach jedem Sturmstoß gleich wieder hochbiegt. Oder wie Lienert das sagt:

I ha für d'Täg im fülste Näbel
Äs Schwikli Sunne vürig ka;
Ist d'Nacht gsy wie dr Lychefahne,
's hangt neimewo äs Stärnli dra.

Und hät's mi überno sy einist,
Äs wie dr Maieschnee ä Weid,
Se hani, chuum hät's wider gsunned,
Uf alle Pöirtre Blueme trait.

Es wäre gewiß kein leichtes Unterfangen, unter den mehrhundert Liedern der drei ansehnlichen Bücher ein wertloses Stück aufzuspüren. Unser Kultur- und erst recht unser Literatur-„Bitrib“ jedoch ruft nach Kürzung, Sammlung, und deshalb wagen wir, uns von Meinrad Lienert selber einen starken Auswahlband zu wünschen. Der müßte ein Volksbuch werden, das auch den Alemannen — und nicht allein den Alemannen — nordseits des Rheines, den Schweizerdeutschen aber noch mehr als bisher das ganze „Schwäbelpfyffli“ kennens- und liebenswert wäre.